

Das logische Recht der Kantischen Tafel der Urteile.

Von **Karl Joël**, Basel.

Seit fünfzig und mehr Jahren erleben wir in der Philosophie eine mannigfache Erneuerung der Kantischen Lehre; in merkwürdigem Gegensatz dazu vollzog sich gleichzeitig eine kritische Zerstörung der Kantischen Urteilstafel mit solcher Schärfe, daß von diesem wichtigen, ausgeführtesten Bauteil des Systems wohl kein Stein mehr auf dem andern steht, weil sie mehr oder minder alle der modernen Kritik zu Steinen des Anstoßes wurden. Schon Lotze hatte ja die Kantischen Formulierungen der Urteilsunterschiede (außer denen der Relation) stark diskreditiert: die quantitativen Unterschiede bezeichneten keinen eigentümlichen „Fortschritt der logischen Arbeit“; die Modalitätsunterschiede sollen „mit dem logischen Gefüge des Urteils in gar keinem Zusammenhang stehen“. Bei der Qualität heißt es von den affirmativen und negativen Urteilen: „zwei wesentlich verschiedene Arten des Urteils als solchen begründet dieser Unterschied nicht“, und gar im limitativen Urteil kann Lotze „nur ein widersinniges Erzeugnis des Schulwitzes finden“. Wohl alle Modernen folgen ihm darin, Sigwart voran, der die Kritik weiterführt: auch „das verneinende Urteil kann nicht als eine dem positiven Urteil gleichberechtigte und gleich ursprüngliche Species des Urteils betrachtet werden“. Ebenso kann Sigwart die quantitative Einteilung nicht „als eine richtige erschöpfende betrachten“, schon weil das singulare Urteil mit dem particularen und dem allgemeinen „ganz unvergleichbar“ sei, und es bestehe auch „kein Grund“ aus diesen wieder „besondere Arten des Urteils überhaupt zu machen“; ja es sei „eine Gewaltthätigkeit“ „von jedem Urteil den Ausweis zu verlangen, ob es ein particulares oder allgemeines ist“. Das „so-

genannte“ particulare Urteil biete einen „durchaus inadäquaten Ausdruck“; „incongruent“ dem Gedanken, den es „verhüllt“; sei es „verwirrend“ und gehöre „zu den unglücklichsten und unbequemsten Schöpfungen der Logik“. Aber auch bei den „sogenannten Unterschieden der Modalität“ dürfe zunächst das „sogenannte“ problematische Urteil „nicht als Urteil bezeichnet werden“, und die Lehre, daß es „eine Art des Urteils sei“, ist also aufzugeben. „Nicht viel glücklicher ist die traditionelle Lehre in ihrer Unterscheidung des assertorischen und apodiktischen Urteils“; denn „das sog. assertorische Urteil ist von dem apodiktischen nicht wesentlich verschieden“. Endlich lasse sich auch die Einteilung „der sogenannten Relation“ in kategorische, hypothetische und disjunktive nicht „als erschöpfende irgendwie begründen“. „Die ganze Einteilung ist undurchsichtig und unbrauchbar“. Und so zeigt sich im „Ergebnis“ Kants Tafel überhaupt als „mangelhaft“ oder vielmehr: es bleibt von allen 12 Urteilsformen für Sigwart nur eine: „die kategorische Aussage eines Prädikats von einem Subjekt“. Ebenso scharf geht Schuppe mit der Kantischen Einteilung ins Gericht. Wie er in seinem „Grundriß der Erkenntnistheorie und Logik“ schon von den analytischen und synthetischen Urteilen erklärt: „eine wissenschaftliche Einteilung kann es unmöglich sein“, so heißt es da weiter: „die Einteilung der Urteile nach der Quantität trifft nicht das Urteil als solches“. „Auch die Einteilung nach der Qualität kann der wissenschaftlichen Theorie nicht genügen“. „Die Urteile der Relation (kategorische, hypothetische, disjunktive) und die der Modalität (apodiktische, problematische, assertorische) unterscheiden sich eigentlich gar nicht“. So bleibt also von der ganzen Kantischen Einteilung wieder nichts übrig. Nicht ganz so ablehnend und doch auch scharf lautet das Resultat bei Lask (die Lehre vom Urteil S. 205): „die einzige im Specificum der Urteilsregion heimische Einteilung ist die nach der Qualität. Alle übrigen Einteilungen betreffen irgendwie in die Urteilsregion von auswärts hineinragende Momente“. Ähnlich kennt Rickert (Gegenstand der Erkenntnis 4. u. 5. Aufl. 1921. S. 158) im Urteilsakt nur die Unterschiede der Bejahung und Verneinung. Auch Wundts „Logik“ findet, daß Kants Einteilung z. T. dem Wesen des Urteils fremde Gesichtspunkte von außen hereintrage, wie sie auch nicht nach systematischem Prinzip abgeleitet sei, sondern den Charakter einer gewissen Zufälligkeit an sich trage. Nach alledem ist es noch viel, wenn Windelband

in seinen „Prinzipien der Logik“ (Encyclop. d. philos. Wiss. Bd. I) von den 12 Kantischen Urteilsformen 5 übrig behält, nämlich die der Relation und die mit der Modalität zu vereinigenden Qualitätsformen, von denen natürlich das limitative Urteil abzustreichen ist. So hat selbst für Windelband „der Leitfaden, den Kant in der alten „Tafel der Urteile“ gefunden zu haben glaubte, sich zerfasert“, und „der Fehler“ der transcendentalen Analytik bestehe darin, daß diese Tafel „lediglich historisch aufgerafft ist. Denn die Vierteilung ist in keiner Weise aus dem Wesen des Urteils abgeleitet und abzuleiten, sondern empirisch aus der Schullogik übernommen und in den Trichotomieen symmetrisch zugestutzt“ (a. a. O. 34, 1).

Es ist eigentlich Entgegengesetztes, das hier Kant vorgeworfen wird; denn die Trichotomie ist ja gerade nicht „historisch aufgerafft“, sondern es bleibt eine wesentliche Neuerung, daß Kant die dritte Form als „besonderen Actus des Verstandes“ selbständig macht. Um nun bald mit dem letzten Vorwurf zu beginnen, so ist diese wohl allgemein angegriffene Trichotomie der Urteilsarten ja zunächst gestützt, allerdings auch gebunden durch die der Kategorieen, und an dieser Beziehung beider und der darin gesuchten prinzipiellen Gemeinsamkeit zwischen formaler und transcendentaler Logik will gerade auch Windelband festhalten (ib., doch vgl. dazu Lask a. a. O. 117). Aber die Bedeutung der Triaden reicht ja weiter. Eine bloße Künstelei stirbt rasch ab, die Kantische Trichotomie aber hat sich erstaunlich fruchtbar erwiesen und ja den ganzen Aufbau der Systeme Fichtes, Schellings und Hegels bestimmt. Kant selber hat sie bekanntlich am Schluß der Einleitung der Kritik der Urteilskraft aus dem Wesen der apriorischen Synthesis (gegenüber der analytischen Dichotomie), also aus dem Mark seiner Lehre und speziell aus seiner Bestimmung des Urteils zu rechtfertigen gesucht. Für Kant und seine spekulativen Nachfolger, also für die baumeisterlichsten deutschen Geister ist also das Prinzip der Dreiteilung hier innerlich begründet, das den weniger innerlich und weniger synthetisch gestimmten Modernen nur als äußere Aufmachung gilt, als willkürliche und gewaltsame Schematik, ja als zopfige Marotte. Wer nun hier Recht habe, jedenfalls so leichtthin, ja so spöttisch läßt sich diese „innere Form“ der alten Meister nicht abtun. Schließlich sind die antithetischen Zweiteilungen, die der schon in seiner Erstlingsschrift als prinzipieller Mittler auftretende Kant bei den Analytikern Wolff und

Hume vor sich hat, auch nicht zufällig und ebensowenig geschützt gegen den Vorwurf schematischer Künstelei. Auch die überlieferten Zweiteilungen der analytischen und synthetischen wie der apriorischen und aposteriorischen Urteile hat doch Kant gekreuzt zu der von ihm entdeckten dritten Klasse der synthetisch-apriorischen, und schließlich steckt doch in dieser Entdeckung der verknüpfenden und damit dreiteilig gestaltenden Vernunft der ganze Kant.

Wenn aber die dreiteilige Symmetrie der vier Urteilsgruppen sich nicht schon aus diesem allgemein synthetischen Charakter der Vernunft erklärt, so ließe sie sich vielleicht sonst aus einer inneren Verwandtschaft der Gruppen rechtfertigen, die gerade von jenen Kantkritikern vielfach bemerkt wurde. Sigwart z. B. hat die traditionellen Quantitätsunterschiede auf solche der Modalität zurückgeführt (Logik I⁴ 238). Lotze schon brachte das hypothetische Urteil mit dem particularen wie das disjunktive mit dem allgemeinen zusammen und fand, daß in diesem das Prädikat dem Subjekt notwendig anhafte, im Einzelurteil nur als zufällige Tatsache, also assertorisch; dann würde das particulare Urteil, das nur „einigen“ einer Subjektsgattung ein Prädikat zuspricht, es damit als möglich kennzeichnen. Ferner lassen sich die Urteile der Modalität mit denen der Relation in eine Verbindung bringen, die Kant selbst schon z. T. angedeutet hat: das kategorische Urteil spricht assertorisch, das hypothetische im Sinne einer Möglichkeit, das disjunktive sagt apodiktisch über eine Allheit aus. Nach alledem würden die kategorischen, assertorischen und singularen Urteile zusammengehen, ebenso die hypothetischen, problematischen und particularen und wieder die apodiktischen, disjunktiven und allgemeinen, und wenn nun noch Windelband Recht hätte, daß die Modalitätsformen mit denen der Qualität schon bei Kant und in den meisten Behandlungen vielfach durcheinandergehen und sich auch nicht absondern ließen (a. a. O. 23), so wäre der Verwandtschaftskreis geschlossen, und über die Gemeinsamkeit der dreigliedrigen Struktur der Urteilklassen dürfte niemand mehr den Kopf schütteln.

Doch all dies mag und soll als zweifelhaft gelten und kann wie die vorher genannten Daten für tiefere und weitere Zusammenhänge der Trichotomie nichts entscheiden; all dies soll hier vielmehr nur als Präliminarien dienen und zwar negativer Art als Warnungssignale, daß man selbst über die Form der Kanti-

schen Urteilstafel nicht so leichten Fußes hinwegspringe. Natürlich soll damit nicht entfernt das Formale bei Kant für sakrosankt erklärt werden. Wir haben ja aus Vaihingers so gründlichem Kommentar reichlich gelernt schon in früheren Abschnitten der Kritik der reinen Vernunft Inconvenienzen zu erkennen, und selbst Cohens kurzer Kommentar des Werkes findet an Kants Ausdrücken bei Behandlung der Urteilstafel manches als „schwierig“ und „anstoßig“ zu berichtigen (S. 47 ff.). Gewiß ist so Manches an der Namengebung, an der Aufeinanderfolge und sogar an der Begründung bei Kant preiszugeben, teils weil dem damals als Lehrer noch ans Handbuch Gefesselten die alten Termini und sonstigen traditionellen Formen schwer nachhingen, teils weil sein genialer Instinkt oft nur ahnte, aber nicht wußte, warum und worin er Neuerungen brachte, die er deshalb bisweilen nicht bis zur Reinheit ihrer Tendenz herausarbeitete. Für das Urteil nun liegt die wesentliche Neuerung in seiner Umschaltung aus analytischer Statik in synthetische Dynamik und das heißt in reine Funktion. Nur weil Kant selber noch darüber hinaus am Inhalt hängend z. B. das Urteil: alle Körper sind schwer (Newton zu Ehren) für synthetisch erklärt, hat er Schleiermachers Kritik verdient, die ja den Unterschied des synthetischen und analytischen Urteils ins Relative aufhebt, da dasselbe Urteil je nach den Umständen beides sein könne, für den Wissenden analytisch, für den Unwissenden synthetisch zustande komme. Wenn Wundt dazu einwendet, daß nach Kant nur solche Urteile analytisch seien, in denen das Prädikat im Subjekt nicht mitgedacht wird, sondern mitgedacht werden muß, so fällt hier Kant selbst seinem Verteidiger ins Wort; denn es heißt da in der Einleitung der Kr. d. r. V. (2. Ausg.): „die Frage ist nicht, was wir zu dem gegebenen Begriff hinzudenken sollen, sondern was wir wirklich in ihm denken“. Aber Kants Tendenz ist besser als der hier noch psychologisierende Kant und behält doch Recht gegen Schleiermacher. Denn wie dieselbe Zahl je nach den Umständen bald durch Addition, bald durch Subtraktion zustande kommen kann und trotzdem beide Rechnungsfunktionen absolut verschieden bleiben, so bleiben es auch die Denkfunktionen Analyse und Synthese, mögen sie noch so sehr im Denkinhalt, den sie wechselnd hervorbringen, zusammentreffen. Ihr Gegensatz liegt im Denken selbst, das in ihm atmet und selber nur lebt als wechselnde Entfaltung von Analyse und Synthese.

Die Kantische Scheidung besteht eben zu Recht nicht für die Inhalte, sondern für die Funktionen, für die Urteilsformen.

Nun aber wirft man gerade der Kantischen Urteilstafel vor, daß ihre Scheidungen mehr oder minder nur den Urteilsinhalt oder gar nur den Begriffsinhalt betreffen, nicht die reine Funktion. So sollen nach Überweg, Schuppe, Windelband u. a. die Kantischen Unterschiede der Quantität nur den Subjektsbegriff und seinen Umfang angehn, nicht aber das Urteil als solches treffen. Doch solcher Einwand läßt sich schon aus der Logik selber zurückschlagen: kann überhaupt der Umfang des Subjektsbegriffs für das Urteil etwas Gleichgiltiges sein? Er hängt ja mit dem Inhalt des Begriffs schon nach dem Gesetz ihres umgekehrten Verhältnisses im Wachstum innerlich und notwendig derart zusammen, daß eine Mehrung des Umfangs sogleich eine Minderung des Inhalts, eine Minderung des Umfangs eine Mehrung des Inhalts nach sich zieht; kurz daß der Umfang den Inhalt bedingt und umgekehrt, also Quantitätsunterschiede des Subjekts Verschiedenheiten der Prädikatssetzung, das heißt der Urteile mit sich bringen. Ginge es bei Kant wirklich nur um die Zahl der Subjekte, dann hätte er allerdings richtiger unendlich viele Urteilsunterschiede (für jede Zahl einen) ansetzen sollen als gerade seine drei, die willkürlich aufgegriffen scheinen. Doch die quantitativen Urteilsformen sind eben nicht äußerlich nach der Zahl des Subjekts, sondern innerlich nach ihrem Funktionscharakter zu bestimmen. Dann erst gewinnen die Unterschiede Recht und Bedeutung. Ist denn das Urteil „das Pferd ist ein Huftier“ wirklich ein singulares, weil das Subjekt in der Einzahl steht? Oder wird das allgemeine Urteil „alle Menschen sind sterblich“ dadurch ein Einzelurteil, daß ich es auf die Form bringe: „jeder Mensch ist sterblich“? Und ist das allgemein ausgedrückte Urteil „die im Wasser lebenden Säugetiere sind Wale“ nicht auch ein particulares Urteil? Es kommt eben auf die Tendenz, die Leistung, die Zweckfunktion des Urteils an, die beim allgemeinen Urteil Generalisierung, beim particularen Spezifizierung ist.

Diese beiden Urteilsarten wurden ja lange vor Kant von den alten Logikern unterschieden, bei denen schon dieser heute bestrittene Unterschied sogar über die Urteile hinaus bis in die feinste Scheidung der Schlußfiguren greift und sich so auch in der weiteren logischen Verwertung der Urteile rechtfertigt. Andererseits ist er ja schon angelegt in der Subordination der Begriffe,

in der alten Scheidung von *genus* und *species*. Will man etwa auch diese Grundscheidung aller Begriffe aufheben? Dann würde man den Hauptwert der Begriffsbildung gegenüber den unorganisierten Vorstellungen aufheben: die Setzung von Verhältnissen. In ihr aber besteht ja gerade das Urteil. Wer daher wie Sigwart, Windelband, Rickert und die Marburger das Urteil als begriffsbildend erkennt und es darum dem Begriff voranzuschicken oder auch nur inhaltlich möglichst nahezubringen geneigt ist¹⁾, muß die Grunddifferenz der Begriffe auch im Urteil angelegt finden. Man sollte das allgemeine und particulare Urteil richtiger den Begriffen entsprechend benennen als generelles und spezielles oder, wie es schon bei Kant heißt, besonderes Urteil, dann würde man nicht mehr mit Sigwart dieses particulare Urteil als „unglücklichste Schöpfung der Logik“ beklagen, sondern würde erkennen, daß jene Differenzierung im Grundwesen des Denkens wurzelt, das sich als Vergleichen und Unterscheiden entfaltet oder wieder kantisch zu reden, sowohl den Forderungen der Homogenität wie denen der Spezifikation zu entsprechen hat. Wollen wir wirklich mit Windelband (Prinz. d. Logik S. 21), Rickert (Ggstd. d. Erk. 1921 S. 153 ff., Logos III 235 ff.) u. a. wahrhaft modernen Logikern so die Urteile nach ihren Leistungszwecken als reine Funktionen verstehen, dann müssen wir die Funktionen der Generalisation und der Spezifikation als allgemeines und besonderes Urteil unterscheiden.

Doch in diese logische Paarung bringt nun die Kantische Trichotomie einen Störenfried, und als Dritter im Bunde drängt sich das singulare Urteil hinzu — wie Wundt meint, unter Hereinmischung eines fremden Gesichtspunkts, da es sonst den allgemeinen Urteilen gleichwertig sei. Kant selber erklärt, daß die alten Logiker dieses Urteil als ausnahmslos gleich den allgemeinen behandelt hätten. Herbart aber findet, daß dies nur bei bestimmtem

1) So erklärt Sigwart von der Definition als Urteil: sie sei „der Begriff selbst, nicht etwas vom Begriff Verschiedenes“. Bei Windelband heißt es (Prinz. d. Log. 20 f.): „Begriff ist stets das Ergebnis eines Urteils, das ihn begründet“. „Die logische Struktur des Begriffs ist keine andere als die des Urteils“. Riehl nennt (Philos. Critic. 1879. II 1. 221) Begriffe „potentielle Urteile“, und Schuppe läßt den Begriff „aus Urteilen bestehen“. Rickert erklärt (Zur Lehre v. d. Definition 2. Aufl. S. 60): „Der Begriff ist daher etwas von dem ihn bildenden Urteilen dem logischen Gehalt nach nicht Verschiedenes“. Vgl. Weiteres zur Niederreißung der inhaltlichen Schranke zwischen Begriff und Urteil bei Lask, Die Lehre vom Urteil S. 49 f.

Subjekt zulässig sei, beim unbestimmten dagegen sei das singulare Urteil als particulares zu behandeln, und, so schließt Überweg, gehe es überhaupt in den beiden andern Klassen auf. Doch nur die übliche Formulierung des particularen Subjekts als „einige“ hat solche Zuweisung verschuldet; Aristoteles hatte, weitsichtiger als seine Nachfolger, das particulare Urteil vom unbestimmten geschieden. Tatsächlich ist das unbestimmte Urteil vielmehr ein unfertiges; das singulare läßt aber zumeist an Bestimmtheit nichts zu wünschen übrig; auch das particulare kann eine species, eine Besonderheit zur Bestimmtheit bringen, kann auch die genaue, beschränkte Zahl der Subjekte angeben, denen das Prädikat zukommt. Andererseits könnte man in der „Unendlichkeit“, die Kant selber in der Erläuterung hier mit der Allgemeinheit gleichsetzt, auch das allgemeine Urteil in der Zahl unbestimmt finden. Die Unbestimmtheit taugt also in keiner Weise zu einem Kriterium für die Charakteristik quantitativer Urteilsarten.

Neben diesem bloß negativen Kennzeichen, das so versagte, versuchte man das singulare Urteil als bloß empirisches herabzudrücken, bei dem, wie Lotze meint, das Prädikat dem Subjekt „zufällig“ anhafte. Aber spottet derselbe Lotze nicht auch, daß man bei den Menschen das allgemeine Kennzeichen des aufrechten Ganges wesentlich findet? Und sehen andere Gattungsmerkmale, die Aristoteles, Hegel u. a. an den Menschen im Unterschied von den Tieren bemerken, wie Lachfähigkeit oder Ohrläppchen minder zufällig und empirisch aus? Empirisch können eben alle Quantitäten der Urteile zustande kommen, aber auch alle rational. Eine quantitative Urteilsform sagt ja als solche noch nichts aus, wie in ihr das Prädikat dem Subjekt anhafte, ob accidentiell oder wesentlich, „zufällig“ oder notwendig. Also auch das Kennzeichen des Empirischen versagt für das singulare Urteil. Immerhin gewinnt es doch hier zuerst positive Bedeutung und zwar initiale, sofern die Erfahrung nun einmal vom Einzelurteil anfangen muß, um zum allgemeinen fortzuschreiten durch das particulare, das deshalb Kant (in den Prolegomena) lieber pluratives Urteil nennen will, um eben den Fortgang von der Einheit durch die Vielheit zur Allheit kenntlich zu machen, während die Bezeichnung particular schon die Allheit voraussetze, die durch sie negiert werde. Übrigens findet auch Sigwart das „plurale“ Urteil „auf dem Wege zu einem allgemeinen“, resp. als eigentlich particulares Urteil auf dem umgekehrten Wege von jenem abwärts. Danach müßte doch

auch Sigwart Kants Dreiteilung anerkennen; denn „auf dem Wege“ ist eben nur das particulare resp. plurale Urteil, von dem daher ebenso das singulare wie das allgemeine Urteil zu scheiden wären, die je nach der Richtung des „Weges“ als sein Anfang oder sein Ziel sich auf tun. Jedenfalls erhält beim Kantischen „Fortgang“ der Erkenntnis so das Einzelurteil unbestreitbar seine berechnigte, ja notwendige Stelle als Ausgangspunkt der Generalisierung, die sich da stufenweise in drei wahrlich verschiedenen Geistesakten vollzieht von der Einzelfeststellung durch das Wiederfinden in einer Mehrheit zur abschließenden Gesetzesbildung. Sind das wirklich Unterschiede bloß der Subjektsbegriffe und nicht vielmehr der Akte, der Funktionen, als die eben Kant schärfer als seine Kritiker die Urteile herausarbeitet und auf denen er die Begriffe erst „beruhen“ läßt? Entsprechen hier die drei Urteilsformen nicht genau den verschiedenartigen Akten, die Kant als Stadien der Synthesis unterscheidet: der Apprehension in der Anschauung, der Reproduktion in der Einbildung, der Rekognition im Begriff?

Doch die Apprehension im Einzelurteil hört ja nicht auf mit der Entdeckung des ersten Falls, sondern muß fortlaufen in der Erfassung weiterer Einzelfälle, um plurale oder universale Urteile bilden zu können. So gewinnt das singulare Urteil über die initiale hinaus induktive Bedeutung, aber eigentlich auch deduktive, überhaupt systematische Bedeutung; denn die drei Urteilsarten arbeiten hier schon Gattung, Art und Exemplar heraus. Oder soll etwa das Exemplar logisch nicht faßbar sein? Dann würde dem Denken nicht nur die Fülle des Seins sich verschließen, es würde seinen Grundberuf der Systembildung nicht erfüllen können, die ebenso wie in den Gattungen die Arten so in den Arten die Exemplare umfassen will. Und wir denken doch nun einmal die Exemplare unterschieden von ihren Gattungen und Arten. Wir denken die Zahl, die aus Einzelheiten besteht und die Kant doch mit Recht über die bloße Anschauung hinaushob. In jener oft unbewußten Konsequenz, mit der sich jede große Lehre stilgemäß ausbaut, geht Kants Herausstellung des singularen Urteils zusammen mit seiner Überwindung des rationalistischen principium identitatis indiscernibilium, das die Einzelheit mit der Besonderheit einsetzt, das Singulare schon im Speziellen findet, die Quantität mit der Qualitätsscheidung, das Sein mit den Artunterschieden enden läßt, also zwei gleiche Dinge unmöglich findet und damit die Gleichheit schon zur Identität stempelt. Aber

ob es zwei gleiche Dinge gibt oder nicht, logisch ist jedenfalls die Identität von der Gleichheit zu trennen, das heißt die Einzelheit von der Besonderheit zu scheiden und damit das Einzelurteil von dem „besonderen“ Urteil. Die Funktionstendenz des Urteils geht hier auch gerade darauf, Vieles als Gleiches zu behandeln d. h. als Exemplare einer Species. Wer hier die Sonderleistung des singularen Urteils leugnet, verleugnet den Wert der Zahl, die eben viele Einzelheiten aufnimmt, um sie als gleiche Einheiten zu summieren.

Mit dem Sonderwert des singularen Urteils wäre ferner der Wert des Beispiels aufgehoben, das ja durch das Einzelne eine Art oder Gattung, durch den Einzelfall eine Regel anschaulich macht. So gewinnt das singulare Urteil auch illustrative Bedeutung; denn das Exemplar kann als Exempel dienen, zumal als schlagender Fall, als prärogative Instanz im Sinne Bacons; ja für das Genie kann sogar das singulare Urteil sich sogleich ins allgemeine ausschwingen, kann ein Fall genügen das Gesetz aufleuchten zu lassen, wie ja an einem fallenden Apfel Newton das Gesetz der Schwere, an einer schwingenden Kirche Galilei das der Pendelschwingung entdeckt haben soll.

Aber das singulare Urteil kann nicht nur hingebend eingehn ins universale, sondern auch herausgehen aus ihm, sich kritisch dagegen stemmen als Ausnahme von der allgemeinen Regel. So erhält dieses Urteil auch isolierende Bedeutung; denn die Ausnahme wird doch ebenso wie die Regel, von der sie abweicht, nicht im Begriff, sondern im Urteil gefunden und dargelegt. Sigwart nimmt da die singularen mit den particularen resp. pluralen Urteilen zusammen, sofern sie Unterschiede und Ausnahmen am Allgemeinen hervorheben. Doch die Unterschiede gehören eben zur Funktion des particularen oder „besonderen“ Urteils und können noch innerhalb der allgemeinen Regel liegen. Die Ausnahme aber fällt aus ihr heraus, und solche Isolierung kommt am reinsten im singularen Urteil zum Ausdruck.

So lehrt das singulare Urteil entdecken, aufzählen, veranschaulichen und ausscheiden; es bietet der Erkenntnis Ansatz, Zahl, Beispiel und Ausnahme und dient ihr zu Fortschritt, Exaktheit, Klarheit und Kritik. Aber zu dieser initialen, induktiven, illustrativen, ja intuitiven und isolatorischen Funktion kommt nun noch als höhere, geistigere die individualisierende. Schon die vorher genannten Zwecke lagen z. T. der Antike, noch mehr dem

Mittelalter ferner und ließen da das singulare Urteil nicht zur Selbständigkeit aufkommen. Das Interesse, das Aristoteles in seiner Vielseitigkeit noch an der Induktion und überhaupt am Einzelnen nahm, zeigt sich bei seinen scholastischen Erben mehr oder minder verschüttet; sie ließen vielmehr wesentlich das Allgemeine triumphieren im Syllogismus und dagegen schon das „Particulare“ als unvollkommneres, eben bloßes Teilresultat absinken. Weniger noch als der antike Typensinn vermochte der hoch sich aufwühlende mittelalterliche Universalsinn das Singulare zu fassen. Individuum est ineffabile! Selbst im Nominalismus blieb der hier nur nach seiner Fassung des Allgemeinen benannte Individualismus in der Opposition und zog sich ins Irrationale bis zur Skepsis zurück. Der Sinn für das singulare Urteil fordert aber zu seiner Erweckung den Sinn für das Auffallende, Merkwürdige, Absonderliche, wie er etwa in der Hochrenaissance bei dem für die Naturwissenschaft so anregenden Hieronymus Cardanus geradezu aufkreischte, fordert weiter den Sinn für das Neue, für die kritisch ausgebildete Induktion, für Gegeninstanzen und schlagende Fälle, kurz für alles, was Bacon als Begründer neuzeitlichen Geistes zur bewußten Methode vereinigt, fordert ferner den Sinn für die Eigenart, wie sie Leibniz in schärferer Erneuerung des scotistischen Individualismus allerdings erst als Grad des Universalen begreift, dazu noch den Sinn für das repräsentative Beispiel, an dem Berkeley, der Fanatiker der Einzelvorstellung, der Bestreiter der Allgemeinvorstellung allein noch Allgemeines erkennt.

Doch all diese sich steigernden Vorstöße der Neuzeit zum Singularen kamen mehr der Naturwissenschaft zugute. Obgleich im Individualismus der Renaissance erwacht, trug doch der neuzeitliche Geist noch logisch lange die Fesseln der Scholastik, die neben oder vielmehr unter dem Universalen höchstens noch das Particulare gnädig duldete. So verdanken wir es der trichotomischen „Marotte“ Kants, daß er mit der Sonderstellung, ja Entdeckung des singularen Urteils den Geist der Neuzeit erst logisch zum Siege führte. Allerdings selbst Kants Autonomie, von Fichte fortgebildet, gab dabei erst das Signal zu einer Individualisierung, die bei der Frühromantik an Goethe sich orientierte, aber noch bevor sie zu logischer Ausprägung kam, bald wieder überrauscht ward vom Kult des Allgemeinen, der bei Hegel zu logischer Monumentalität ausgebaut, dann beim Naturalismus in irrationalen Massenkult versank und unter der Flagge erst der Naturwissen-

schaft, später der Sozialwissenschaft alle Erkenntnis nur auf das allgemeine Gesetz hinsteuern mußte. Erst die Jahrhundertwende brachte wieder neue Zeichen herauf, wenn etwa Windelband und Rickert neben der nōmothetisch generalisierenden Naturwissenschaft das Recht der Kulturwissenschaft oder Geschichte als idio-graphischer oder individualisierender Erkenntnis begründeten und Simmel zuletzt das „individuelle Gesetz“ verkündete. Selbst Spengler sucht ja die Geschichte als Reich des Einmaligen zu emanzipieren von der Natur, aber leider auch von der Logik. Doch wer solchen gestrigen Erkenntnis pessimismus und überhaupt Irrationalismus nicht teilt, sondern mit jenen modernen Denkern auch für das Individuelle Gesetz und Wissenschaft proklamiert, muß sie doch wohl im singularen Urteil entfalten und darin dem Individuellen seine logische Sonderform gönnen — und zwar nicht nur negativ, wie sie in Spinozas determinatio oder selbst noch bei der Ausnahme vom Allgemeinen erscheint. Nein, alle drei Urteilsformen, die universale, particulare und singulare lassen sich in negativer Funktion fassen als Abstrahieren, Differenzieren und Isolieren, alle aber auch in positiver Funktion als Generalisieren, Typisieren und Individualisieren.

Oder soll das Individuelle der logischen Fassung widerstreben, weil Begriff und Urteil nur auf das Allgemeine gehen? Dann hätten zwei Jahrtausende schon mit der Zulassung des particularen Urteils eine halbe Sünde wider den logischen Geist begangen. Doch wer so urteilt, sündigt selber viel schwerer gegen die Logik; denn er verwechselt das Allgemeine und das Allgemeingiltige, das allein logisch gefordert wird. Das Allgemeingiltige aber braucht wie Kants Sittengesetz durchaus nicht in einer Allgemeinheit realisiert zu sein; es gilt, auch wenn es nur einmal, auch wenn es keinmal erfüllt wird. Das Allgemeingiltige auch als Logisches ist so wenig an eine Zahl, wie an eine Wirklichkeit gebunden. Doch darin läge erst das negative Recht ein Allgemeingiltiges auch vom Individuellen auszusagen. Aber kann man denn auch am positiven Recht logischer Erfassung der Individualität zweifeln, da sie doch dem obersten Grundsatz der Logik untersteht, dem Identitätssatz, ja mehr, da dieser Satz gerade an ihr erlebt wird, aus ihr erst geschöpft ward? Es ist wieder der Geist der Neuzeit, in dem Descartes vom Satz des Eigenbewußtseins als logischer Grundlage sein System aufbaut, in dem noch deutlicher Leibniz und Fichte den Satz der Identität am Ichbewußtsein ab-

lesen. Als evident eben unmittelbar erleben kann jeder die Identität nur an sich selbst. So wird das singulare Urteil, in dem allein sich das Eigenbewußtsein als Identitätsbewußtsein aussprechen kann, nicht nur zu logischer Erfassung berechtigt, sondern geradezu Grundlage logischer Erfassung und zwar als Erfassung der reinen identischen Einheit, die nun einmal weder particular noch universal gegeben ist. Dabei bleibt es als Urteil eine Synthesis, da es mehrere Momente zur Einheit bringt, das Selbst als Subjekt und als Objekt oder das Eigensein in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Damit gewinnt das singulare Urteil seine geisteswissenschaftliche Bedeutung und Notwendigkeit, historisch wie ethisch, descriptiv wie normativ. Der Historiker muß individualisieren, charakterisieren, das heißt den Einzelnen nicht nur als Kuriosum von andern absondern, sondern positiv ausprägen, aus wechselnden Accidentien sein Wesen herausstellen. Auch das Singulare ist eben nicht ein blind Gegebenes, Zufälliges, sondern etwas Wesenhaftes über und hinter seinen einzelnen Erscheinungsmomenten. In jedem Menschen wohnt eine Idee, ist ein inneres Gesetz, eine logische Forderung als konsequenter Stil angelegt, auf Erfüllung wartend, und muß vom Beurteiler erst gesucht werden, vom Forscher wie vom Erzieher, der da fordert: bleibe dir selbst treu und: werde, der du bist. Ja, den Wert des Charakters entfaltet das singulare Urteil und tut so dieser Zeit wahrlich not und ist so geradezu berufen für die Erneuerung unserer Kultur.

Das Einzelurteil aber kennzeichnet eben den Einzelnen nicht nur als solchen, sondern auch als Eigenen, Selbständigen, kennzeichnet auch die Individualität als Subjektivität und darin als Totalität. Hierin liegt der wundersame Zusammenhang des singularen Urteils mit dem universalen, aber zugleich seine notwendige Unterscheidung sowohl von diesem wie vom particularen Urteil. Denn das Individuum, das „Unteilbare“, darf nicht particular genommen werden, es ist vielmehr ein Ganzes und doch zugleich ein Einzelnes, das aber das Ganze nicht etwa nur als pars pro toto alogisch symbolisiert, sondern das Gesetz des Ganzen selber in sich tragen und als Mikrokosmos dem Makrokosmos gleich sein kann. Auch diese Werterkenntnis des Individuellen, das sich mit dem Universalen füllen kann, ist ja im Beginn der Neuzeit durchgebrochen in der Mystik, die heute wieder erneuert nicht bloß von Freund und Feind im Dunkel des Irrationalen festgehalten, sondern zur Entfaltung ihres logischen Gehalts hingeführt werden

sollté. Gegenüber einem äußerlichen Zug zum leeren Allgemeinen wie gegenüber einem sterilen Spezialisismus gilt es heute den Wert der dritten, der singularen Urteilsbildung und zugleich den organischen Zusammenhang, das Ineinandergreifen der drei Urteilsformen zu entwickeln und so erst Kants quantitative Einteilung fruchtbar zu machen. Liegt doch der tiefere Sinn seiner Dreiteilung darin, daß nun die „Tafel der Urteile“ keine „Schul-tafel“ mehr ist, auf der die fertigen Urteile in analytischer Zweiteilung starr vis à vis gestellt werden, sondern daß da in den Urteilsformen als „Akten des Verstandes“ das Denken selber in lebendiger Entwicklung niederschlägt, indem Kant, wie es in den Prolegomena § 20 heißt, vom Einzelurteil „anhebt“ und durch die Vielheit zur Allheit „fortgeht“. Lebendiges bleibt eben nicht stehen, verharret nicht im Gegensatz, sondern drängt zum Ausgleich und kehrt kreisläufig, doch in immer höherer Bahn als Entwicklung immer wieder zur Einigung mit sich selbst zurück. Das Denken wie das Leben hebt von der Einheit an, entfaltet sich zur Vielheit und schließt sich am Ende der Entfaltung doch wieder zu einer neuen Einheit zusammen, die nun auf höherer Stufe wieder Vielheit und schließlich Allheit und so eine neue Einheit hervorbringt und diesen Kreislauf immer höher ausschwingt. So sind die Kantischen Urteilsformen nicht starre Klassen, sondern Stufen des Denkens, „Momente“ seiner Entfaltung. Das singulare Urteil ist der Keim eines durch das particulare entfalteten universalen und dieses wieder der Keim eines singularen und so einer neuen Entfaltung. Nur durch die Mehrheit wird die Einheit zur Allheit, nur durch die Allheit wieder die Mehrheit zur Einheit, nur durch die Einheit immer wieder die Mehrheit zur Allheit. So bedingen sich die Kantischen Quantitätsurteile in ihren Unterschieden wie in ihrem Zusammenhange.

Kaum minder scharf wie gegen Kants Quantitätsformen richtete sich nun die moderne Kritik gegen seine Urteilsscheidung nach der „Qualität“. Gewiß ist hier schon dieser allgemeine Titel wie der speziellere der „unendlichen“ Urteile als mißverständlicher, ja unzutreffender Archaismus abzulehnen. Doch wir fragen ja nicht nach den Namen, sondern den Bedeutungen der Kantischen Formen. Zunächst rüttelte man hier nun wie bei den quantitativen Urteilen an einem aristotelischen Erbgut Kants, an der primären Scheidung der bejahenden und verneinenden Urteile, die allerdings auch heute noch kräftige Verteidiger findet. Schuppe aber z. B.

wendet dagegen ein: Ob ich gesund bin oder nicht gesund bin, in der Lotterie gewonnen oder nicht gewonnen habe, ist zwar ein sehr wichtiger Unterschied, aber doch nur in praktischer Beziehung. Aber ist es wirklich auch nur ein praktischer Unterschied, ob die Erde ein Planet ist oder nicht und ob Bejahung und Verneinung logisch zu scheiden sind oder nicht? Feiner klingt der Einwand bei Lotze: die beiden Sätze S ist P und S ist nicht P müssen genau dieselbe „Verbindung von S und P “ meinen, nur daß ihr die „Giltigkeit oder Wirklichkeit“ vom affirmativen Urteil zugesprochen, vom negativen verweigert werde; „aber zwei wesentlich verschiedene Arten des Urteils als solchen begründet dieser Unterschied nicht“. Hier wird klar, daß Lotze und die ihm folgen, die Kantische Urteilscheidung ablehnen, weil sie unter „Urteil“ anderes verstehen als Kant, der es als „Funktion“, als „Aktus des Verstandes“ nimmt und bei den quantitativen Urteilen im Unterschied der „inneren Giltigkeit“ vielmehr von der Größe offenbar als äußerer Giltigkeit spricht, weil er eben die Giltigkeit in das Urteil als ihre Setzung einschließt. Seine modernen Kritiker aber schieben die Setzung der Giltigkeit als „Nebengedanke“ (Wundt) oder „Nebenurteil“ (Lotze) aus dem Urteil selber heraus, das ihnen nur als eine Beziehung von Vorstellungen oder Begriffen, eben als „Verbindung von S und P “ wieder fertig dasteht. Wer nimmt hier das Urteil scholastisch starrer, mechanisch äußerlicher — Kant oder seine Kritiker? Ihnen geht hier sichtlich das Urteil auf in seinem Inhalt, den sie wieder als Satz an der Wandtafel vor sich sehen, und neben solchem Urteil als Satzinhalt steht doch das Kantische Urteil als Setzung zunächst einmal mindestens gleichberechtigt da, sodaß Windelband diese Frage der Terminologie zuweisen möchte.

Tatsächlich aber führt die unkantische Fassung des Urteils als bloßen Inhalts ohne Giltigkeitsfunktion zu Schwierigkeiten, ja zu Widersprüchen. Erst soll das Urteil da sein und dann soll über seine Giltigkeit ein „Nebenurteil gefällt“ werden (Lotze), ein „Urteil über ein Urteil“, wie Sigwart speziell das verneinende Urteil nennt, ein „sekundäres Urteil“, wie Vaihinger es noch klarer vom „primären Urteil“ unterscheidet (Philos. des Als Ob⁴ 598). Da zeigt sich doch, daß man „Urteil“ in zweierlei ganz verschiedenem Sinn nimmt und auch braucht und daß man mit dem Urteil als bloßem Inhalt keinesfalls auskommt, sondern es wenigstens im „gefällten Nebenurteil“ oder „sekundären“ „Urteil

über ein Urteil“ als Funktion braucht d. h. im Kantischen Sinn. Das Urteil kann nun einmal nicht aufgehen im Beurteilten, in seinem Inhalt oder Objekt. Dann müßte man dazu doch wieder eine Funktion haben, für die es eben Objekt wird und die man auch wieder nicht anders wie als „Urteil“ bezeichnen kann. Wundt erhebt da gegen Windelband und alle, die wie auch Brentano, Bergmann, Rickert und Lask mit Recht das Urteil als Richten nach Ja und Nein verteidigen, den Vorwurf der Verwechslung einer Reflexion über einen Gegenstand mit dem Gegenstand selbst. Aber das Urteil ist gerade Reflexion und nicht bloßer Gegenstand, und gerade die Kritiker Kants begehen hier die Verwechslung, indem sie Gegenstand und Funktion des Urteils, das Beurteilte und den Urteilsakt mit demselben Terminus belegen. Windelband hat gerade zur Vermeidung solcher Verwechslung die Gültigkeitssetzung als praktisches „Beurteilen“ vom „Urteilen“ geschieden mit nicht eben glücklicher Benennung¹⁾. Immerhin ist die Scheidung notwendig; denn der Akt der Gültigkeitssetzung ist eben nicht etwas Paralleles zu der „Verbindung von S und P“, sondern etwas ganz Anderes, das man nicht als ein Nebenurteil dazu, als zweites Urteil über jenes bezeichnen kann; vielmehr gilt es zu wählen, welches von beiden nun „Urteil“ heißen soll. Und da kann doch wohl keine Frage sein, daß nach dem Sinn des Wortes die Gültigkeitssetzung, der Akt der Entscheidung Urteil heißen muß. Der Richter urteilt, und das Urteil richtet.

Was aber soll das Urteil ohne seine Funktion der Entscheidung sein? Lask nennt diesen bloßen Urteilsinhalt, der da beurteilt wird, Sinnfragment als bloße Unterlage für Bejahung und Verneinung (vgl. die Lehre vom Urteil 164. 186 f.). Eine bloße Vorstellung ist es gewiß nicht — darin hat Jerusalem gegen Brentano Recht. Wohl aber ist es eine Vorstellungsbeziehung oder Begriffsverbindung, was hier die in Wahrheit vorkantischen Kritiker Kants schon als „Urteil“ ausspielen. Doch sie müssen weiter Schritt für Schritt zurückweichen; dann wenn dergleichen schon zum „Urteil“ genügen soll, dann müßte auch „Berufsberatung“, „der Löwe von San Marco“, „Haus und Hof“, „der Hund mit dem Halsband“, „die Tante der Kinder“, ja selbst der „braungoldene Logarithmus“ — dann müßten all diese Vorstellungsbe-

1) Vgl. hier gegen Windelband (Präludien I 29 ff. ⁵⁾) Sigwarts Antikritik Logik I 163 ff. ⁴⁾ und auch Rickerts Bedenken Ggstd. d. Erk. 1921 S. 151.

ziehungen schon Urteile sein, ja dann wäre schließlich aller Unterschied von Begriff und Urteil aufgehoben; denn jeder Begriff mit seinen Merkmalen enthält ja schon ein Verhältnis, eine Vorstellungsbeziehung. Inhaltlich als Beziehung kann der Begriff mit dem Urteil völlig übereinstimmen (vgl. oben S. 269). Aber nicht der Inhalt, erst die Funktion macht das Urteil, das als solche mindestens Bildung oder Entfaltung eines Begriffs ist und damit im Unterschied von ihm ein Akt, eine geistige Tat, die als Tat allein richtend und richtbar auftreten d. h. Geltung beanspruchen kann. Selbst das analytische Urteil besteht ja erst in der Funktion der Begriffsanalyse, die eben mit dem Anspruch auf Giltigkeit das Prädikat aus dem Begriff entfaltet und so ihm entsprechen läßt. Wenn Wundt nun gegen Schleiermachers These, daß der allwissende Geist nur analytische Urteile bilde, einwendet, dieser Geist werde überhaupt keine Urteile bilden, so ist doch damit zugestanden, daß Urteil eben als Entfaltungsakt mehr bedeutet als die bloße Vorstellungsbeziehung, die auch der Allwissende hätte. Mit der Entdeckung der synthetischen Urteile a priori, d. h. der allgemein gültigen Urteile, die nicht im Begriff angelegt sind, hat Kant noch deutlicher das Urteil vom Begriff emanzipiert, hat er es als dynamische Funktion des Geistes entdeckt in Überwindung der alten logischen Mechanik, die im Urteil wesentlich Begriffe als logische Atome zum logischen Molekül „kopulieren“ ließ. Wie aber können moderne Logiker, die mit Sigwart den Begriff erst aus dem Urteil entspringen lassen, es zugleich noch als bloße Begriffskopulierung ansehen? Der Begriff ist da selber schon durch Kopulierung gebildet, und das Urteil würde sich von ihm nur dadurch unterscheiden, daß es den Begriffsinhalt in einem Satze ausdrückt. Damit würde der Unterschied von Begriff und Urteil in die Grammatik gehören und aus der Logik ausscheiden.

Aber drückt nicht auch der Satz meist schon eine Giltigkeit, Bejahung oder Verneinung aus? So findet nun Lotze, um doch das Urteil als bloße Beziehung noch ohne Anspruch auf Giltigkeit zu retten, daß der „von Bejahung und Verneinung noch freie Ausdruck der Fragesatz“ sei — wieder eine Verschiebung in eine grammatische Form! Aber auch dieser Ausweg verschließt sich; denn der Fragesatz ist wohl ein Satz, aber darum noch kein Urteil, sondern steht noch vor dem Tor als Aufruf zu einem Urteil, das selber erst in der Antwort gegeben wird¹⁾. So liegt eben das

1) Vgl. auch Rickert, *Gsgtd. d. Erk.* 1921, S. 157.

Urteil erst in der Entscheidung und kann nicht ganz frei sein von Bejahung oder Verneinung. Gewiß kann man ein Urteil bejahen oder verneinen, aber daraus folgt natürlich nicht, daß nicht das beurteilte Urteil selber schon bejahend oder verneinend sein dürfte. Andererseits folgt daraus nicht, daß dieses Urteil selber wieder ein früheres als seinen Beurteilungsgegenstand voraussetzte. Sonst könnte ja das Urteilen niemals anfangen, weil es immer schon ein Urteil als Material braucht. Man kann daher nicht das Urteil mit seinem bloßen Material schon einsetzen und den Giltigkeitsanspruch nachhinken lassen, sondern muß vielmehr jenes logisch voraussenden und erst mit diesem das Urteil vereinigen. Empirisch und psychologisch gerichtete Logiker stimmen hierüber mit rationaler denkenden überein. So sagt schon Stuart Mill: „Urteilen und ein Urteil für wahr halten ist dasselbe“, und in diesem Sinne findet auch Jerusalem „die Wahrheit liegt implicite im Urteilsakte“. So will auch Windelband nur in der Wahrheitswertung einer Vorstellung das Urteil erkennen. Riehl läßt den „eigentlichen Akt des Urteilens zu der Vorstellung, über die er ergeht“, hinzutreten, und Rickert erklärt: das Urteil enthalte ein nicht vorstellungsmäßiges Moment die Entscheidung über wahr und falsch¹⁾.

Doch hier gerade hakt noch eine letzte Kritik an Kant ein. Sigwart, Hamilton, Wundt, Vaihinger, B. Erdmann, Jerusalem sind alle weitblickend genug im ursprünglichen Urteil bereits den Giltigkeitsanspruch anzuerkennen, wollen es aber nur als bejahendes fassen oder, wie Sigwart vorsichtiger sagt, als positives; denn bejahend erscheine es erst neben dem verneinenden Urteil, das aber stets jenes voraussetze und sich erst über ein mindestens versuchtes positives Urteil erhebe; so sei es also kein unmittelbares, sondern erst ein sekundäres Urteil über ein Urteil und also nicht wie bei Kant dem bejahenden an Ursprünglichkeit gleichzusetzen. Aber da das Urteil über ein Urteil sowohl ein bejahendes wie ein verneinendes sein kann, bleibt eben doch die Kantische Scheidung bestehen, und die beiden Urteilsarten stehen sich jedenfalls als mittelbare gleich; denn das verneinende Urteil ist nun einmal nicht nur „Aufhebung eines Urteils“ (Sigwart) — dann wäre ja der Kritiker urteilslos —, sondern selber ein Urteil. Aber niemals ein unmittelbares, sondern immer erst die Aufhebung eines bejahenden?

1) Vgl. Jerusalem, die Urteilsfunktion S. 181. Windelband Prinz. d. Logik 21. Riehl, Beitr. z. Logik 15 f. Rickert a. a. O. 153 ff.

Spukt hier nicht doch noch die scholastisch-mechanische Urteilsdeutung als Kopulierung von Begriffen, die dann natürlich erst positiv da sein muß, ehe sie im negativen Urteil aufgehoben wird? Doch das Urteil setzt nicht eine „Verbindung“ sondern allgemeiner ein Verhältnis, eine Beziehung, die ursprünglich ebensogut negativ wie positiv d. h. Trennung wie Verbindung sein kann. Sigwart spottet zwar darüber, daß die „Kopula“, also das Band auch trennen solle. Aber wer sprach denn hier so prinzipiell von der „Kopula“ und stellte die Bindung von S und P als Urform des Urteils voran? Die Scholastik¹⁾. Wenn Sigwart, Wundt u. a. darauf Wert legen, daß nicht die Bejahung, sondern die Verneinung einen besonderen Ausdruck fordere und sich durch Einschlebung eines „nicht“ als spätere Form erweise, so zeigt sich wieder, daß diese modernen Logiker die Urteile gut scholastisch nach ihrem Ausdruck bestimmen. Kants Leistung ist aber gerade die völlige, endliche Ablösung der Logik von der Grammatik und Rhetorik, in deren Bann sie z. T. schon bei Aristoteles steht, ihre Vergeistigung, ihre Ausgestaltung nach der inneren Form und Funktion, nach den lebendigen Akten des Geistes, auf die es einem Kant allein ankommt. Seine heutigen Kritiker aber vollziehen im Urteil nicht Akte des Geistes, sondern hören und sehen wieder nur Sätze. Aber bloß sprachlich könnte man ja auch das bejahende Urteil negativ ausdrücken und umgekehrt, das Gleiche als nicht verschieden, das Verschiedene als nicht gleich bezeichnen. Doch mit solcher äußerlichen Behandlung geht schließlich der Sinn der Bejahung und Verneinung verloren, die als Verbindung und Trennung unaustilgbar und gleich ursprünglich im Wesen des Denkens angelegt sind als seine Grundfunktionen; denn das Urteil entscheidet ja nicht nur über Giltigkeit oder Nichtgiltigkeit einer Verbindung — mit solcher Deutung hat Sigwart natürlich schon der Verbindung den Vortritt gegeben —, sondern über Giltigkeit einer Verbindung oder Trennung und entfaltet sich damit unmittelbar als Bejahung oder Verneinung.

Es ist auch garnicht abzusehen, warum bei der theoretischen

1) Windelband hat Prinzip d. Log. S. 21—24 mit Recht gegen die Aufrollung der ganzen Urteilslehre von der bloßen Satzform S ist P protestiert und das Urteil als „Behauptung einer Beziehung“ bestimmt, wobei auch die Setzung einer negativen Beziehung irgendwie sachlich in einer Unvereinbarkeit der Urteilelemente begründet und daher das verneinende Urteil nicht erst sekundär als bloß subjektiver Schutz gegen Irrtum zu nehmen sei.

Entscheidung des Geistes die Annahme der Ablehnung durchaus vorausgehen soll, während praktisch beide, Anerkennung und Verwerfung wie Anziehung und Abstoßung, Zuneigung und Abneigung, Loben und Tadeln gleich elementar sich vollziehen und so parallel im Ausdruck wie Nicken und Schütteln des Kopfes. Ob nicht bei Sigwart und Wundt die Priorität des bejahenden Urteils statt aus der freien Aktion des Geistes vielmehr aus der äußeren Gegebenheit des ursprünglichen Urteils, gegen die der Geist nur reagiere, also genetisch-positivistisch begründet ist? Jerusalem wenigstens macht hier mit verdienstlicher Offenheit der Gegenpartei den Vorwurf, daß sie sich um die genetische Entwicklung der Phänomene nicht kümmere. Wenn nun aber nach Schopenhauer die Unlust der Lust vorangeht und die Philosophie beginnt mit dem Staunen über die Weltdissonanz, wenn nach Fichte der „Anstoß“ das Bewußtsein weckt, wenn die Logik in dem agonistisch und antithetisch gestimmten Hellas als Dialektik begründet ward und Aristoteles den Satz vom Widerspruch prinzipieller als die Identität herausarbeitete und Chr. Wolff aus jenem die Logik ableitete, so könnte man nach solchen Fingerzeigen eher versucht sein den Widerspruch und damit das verneinende Urteil dem bejahenden vorzuschicken. Indessen würden wir damit selber diesen Vortritt mehr psychologisch-genetisch nach dem Erwachen im Bewußtsein als logisch aus dem Wesen des Denkens begründen. Wir aber stellen hier mehr die *quaestio juris* als die *quaestio facti* und treiben hier Logik, nicht Psychologie, von der wir jene so entschieden emanzipieren müssen, wie es ja Husserl und die Neukantianer bereits getan haben und namentlich für die Urteilsbetrachtung Rickert (im *Logos* III 230 ff.). Logisch aber behält ewig Aristoteles Recht, daß jeder Bejahung eine Verneinung entspreche. Das Denken als reiner Akt des Geistes entscheidet im Urteil für oder gegen, entscheidet sich an der Kreuzung, wo beide Wege zum Ja oder zum Nein sich vor dem wählenden Geist gleich nahe und unmittelbar auftun als Gegensätze, die einander bedingen. Wenn Wundt Recht hat, daß der Satz der Identität der Grundsatz der bejahenden Urteile, und der Satz des Widerspruchs der Grundsatz der verneinenden ist, dann fordern sich Bejahung und Verneinung gegenseitig ebenso wie diese beiden obersten Grundsätze der Logik. Und es liegt dabei nicht nur im Wesen des denkenden Subjekts, daß es urteilend entscheidet zwischen Ja und Nein, sondern auch im Wesen des gedachten Objekts, daß

seine positiven und negativen Prädikate sich ergänzen. Denn zu diesem Wesen gehört nicht nur, was es ist, sondern auch, was es nicht ist, seine Begrenzung und Differenz gegen andere, die im verneinenden Urteil bestimmt wird.

Wenn endlich jene Kritiker Kants dieses Urteil auch darum stets an eine vorausgehende Bejahung als ihr Motiv anschließen, weil sich von jedem Subjekt eine endliche Zahl von Prädikaten bejahen, aber eine unendliche verneinen ließe, so ist zunächst zu fragen, ob nicht der Begriff nach Lotze gerade darum ein „logisches Ideal“ heißen muß, weil er auch positiv nie fertig bestimmt werden kann, und gar wenn manche Logiker den Satz vom ausgeschlossenen Dritten als Satz der Bestimmbarkeit jedes Gegenstandes durch jedes Prädikat (positiv oder negativ) formulieren durften, dann müßte sich für ihn ebenso eine positive wie eine negative Unendlichkeit auftun. Doch diese Sphäre der verneinenden Urteile wächst nur so in die leere Unendlichkeit, wenn man bei den Begriffen, die in ihnen getrennt werden, an disparate denkt, deren es allerdings unzählige gibt, statt an disjunkte. Dann aber bedeutet das Nein nicht mehr eine bloße unbestimmte Nichtpositivität, ein bloßes Nicht-Ja, sondern ein Anderes, das auch, wenigstens negativ bestimmt ist und mit dem Positiven durch einen gemeinsamen höheren Begriff irgend eine wenn auch kritische Beziehung hat, irgend eine Vergleichbarkeit oder naheliegende, aber durch Verneinung abgewiesene Vertauschbarkeit. Und speziell geht hier die Disjunktion auf einen kontradiktorischen Gegensatz, auf ein Nein als Gegensatz zum Ja, das eben selber umgekehrt einen Gegensatz zum Nein darstellt. Disjunkte Begriffe aber bleiben koordiniert, und auch das disjunktive Urteil zeigt die Hebung, die Bejahung des einen Gliedes unmittelbar verbunden mit der Senkung, Verneinung des andern, aber auch umgekehrt, zeigt also die Entscheidung ebenso tollendo ponens wie ponendo tollens. So zeigen sich auch die bejahende und die verneinende Urteilsfunktion, mag psychogenetisch die eine oder die andere vorangehn, doch logisch durchaus gleichberechtigt und gleich ursprünglich.

Wenn das Kantische Nebeneinander der Affirmation und Negation teilweise und bedingt Widerspruch fand, so erfuhr die dritte qualitative Urteilsform wohl bei allen modernen Logikern unbedingte Verwerfung als „blindes Fenster“ der Kantischen Triechotomie, und Lotze fand es sogar „nicht der Mühe wert“ über dieses „widersinnige Erzeugnis des Schulwitzes“ „weitläufiger zu

sein; offenbare Grillen müssen in der Wissenschaft nicht einmal durch zu sorgfältige Bekämpfung fortgepflanzt werden“. Allerdings die Bezeichnung dieses beschränkenden Urteils zugleich als „unendlichen“ ist samt ihrer Rechtfertigung bei Kant wieder eine bedenkliche Zugabe aus seinem Schulsack und stammt, wie Sigwart sagen darf, aus einer „ungeschickten Übersetzung und Anwendung des ἀόριστος“, das Aristoteles wesentlich von Bestandteilen des Urteils, übrigens ebenso vom Verbum wie vom nomen und ebenso vom Subjekt wie vom Prädikat braucht¹⁾. Doch ist hier einzufügen, daß bereits Chr. Wolf, der zwar wie Aristoteles und die Scholastik unter den Urteilen nur affirmative und negative schied, solche Urteile, in denen nicht die Kopula, sondern Subjekt oder Prädikat mit einer Negation behaftet sind und die nach ihm verneinend zu sein scheinen, ohne es zu sein, *propositiones infinitas* nannte, und andere wie Reimarus folgten ihm darin. Aus seiner Wolffschen Schulung also empfing Kant schon den „ungeschickten“ Terminus der „unendlichen“ Urteile und wenigstens den Anreiz durch ihn eine Klasse von Urteilen abzusondern, die, wie Herbart es scharf formuliert, eine verneinende Bestimmung bei sich führen, ohne selber verneinend zu sein. Danach würde das verneinende Urteil die sog. Kopula verneinen (S ist nicht P), das limitative nur Subjekt oder Prädikat: S ist Nicht-P. Ist dies nun wirklich so unsinnig, wie Lotze es hinstellt? „Wenn Nicht-Mensch alles bedeutet, was es logisch bedeuten soll, nämlich alles, was nicht Mensch ist, nicht bloß Tier, Engel, sondern auch Dreieck, Wehmüt und Schwefelsäure, so ist es eine ganz unausführbare Forderung“ dies wüste Gemeng des Verschiedenartigsten in eine Vorstellung zusammenzufassen, die sich dann als Prädikat zu einem Subjekt hinzufügen ließe“. Aber Lotze streitet mit der Leugnung eines Nicht-P garnicht bloß gegen die Möglichkeit des unendlichen Urteils, sondern schon gegen die negativer Begriffe und müßte dann eigentlich die Begriffe Unschuld, Unrecht, ungeduldig, inkonsequent, unendlich, anorganisch auch als unvollziehbare Vorstellungen ablehnen; er müßte es auch sich selber verbieten hier von Unsinn zu reden und so sich selber schlagen. Mag nun der „Nichtmensch“ nicht möglich sein, der „Unmensch“ ist doch wohl möglich. Der Fehler des feinen Kantkritikers liegt darin, daß er selber noch hier durch die Kantische „Unendlichkeit“ sich betören ließ und

1) Vgl. Trendelenburg, Elem. Log. Ar. § 5. Prantl, Gesch. d. Logik I 143 f.

eben wieder die Verneinung als bloße Nichtbejahung statt als Gegenteil der Bejahung verstand und sie auf das unbestimmte Verhältnis disparater Begriffe bezog statt auf das bestimmte disjunkter und zumal gegensätzlicher. Indem nun Lotze jeden negativen Begriff, jedes Nicht-P leugnet, zieht er die Verneinung vom Prädikat auf die Kopula zurück und löst so jedes limitative Urteil in ein negatives auf. Hat es aber wirklich dieselbe Bedeutung, wenn ich sage: Geistiges ist nicht materiell (womit ich diese Begriffe nur trenne) und: das Geistige ist das Immaterielle (womit ich es bejahe und bestimme)? Den Satz: das Wahre ist nicht das Schöne könnte jeder unterschreiben, aber kaum einer den Satz: das Wahre ist das Unschöne.

Wundt sieht ein, daß es ein Anderes ist, ob die Negation auf die Kopula fällt oder bloß auf das Prädikat, und scheidet deshalb unter den negativen Urteilen das „Trennungsurteil“ (Blei ist nicht Silber) und das „negativ-prädizierende“ (der Orang-Utan ist im Gesicht nicht behaart). Aber ist mit diesem zweiten Typus, der nur das Prädikat verneint, nicht eben jene Sonderform des Urteils anerkannt, die Kant als „beschränkende“ bezeichnet? Gewiß zu Unrecht auch als „unendliche“; denn Wundt hat Recht: das Urteil über den im Gesicht unbehaarten Orang-Utan lautet so bestimmt wie irgend ein positives. Aber sind darum diese Urteile vom Typus S ist ein Nicht-P wirklich verneinende? Wundt und schon Lotze finden dies selbstverständlich. Aber andere wie Sigwart (Logik I 160 f. ⁴) und schon Chr. Wolff nennen dieselben Urteile ebenso selbstverständlich bejahende. Ob nicht an diesem Streite das verrufene Kantische tertium gaudet? Trotz Lotzes Widerspruch sind eben solche Urteile, die das Blei den „anorganischen“ Körpern, das Insekt den „Wirbellosen“, die 7 den „ungeraden“ Zahlen zuweisen, nicht nur möglich, sondern systematisch ebenso notwendig wie die rein positiven, und wenn sie selber nicht rein positiv sind, so sind sie auch nicht rein negativ, sondern zeigen die Notwendigkeit mit Kant einen dritten Typus zu unterscheiden.

Doch die Sphäre des beschränkenden Urteils reicht ja viel weiter, wenn wir nur nicht das an Worten hängende Schuldenken, sondern das lebendige Denken befragen, das da stotzt von Urteilen wie: der Baum ist nicht ganz drei Meter hoch, dieser Wein ist nicht so übel, ich tat es unbewußt. Wundt spricht von dem Dom, dessen Bauzustand je nachdem als vollendet oder als nicht vollendet oder auch als teilweise vollendet zu bezeichnen wäre.

Sind ferner das hypothetische und das disjunktive Urteil, die bedingungsweise bejahen oder verneinen, wirklich als bejahende oder verneinende und nicht vielmehr als beschränkende Urteile zu bezeichnen? Begreift man nach solchen leicht zu vermehrenden Beispielen nicht, daß unser wahrhaft Welt und Leben erfassendes Denken sich nicht im Prokrustesbett der traditionellen logischen Zweiteilung vergewaltigen läßt, nicht nur Spießruten läuft zwischen Ja und Nein, sondern zwischen Beiden geradezu schreit nach der Funktion des beschränkenden Urteils, dessen Notwendigkeit auch Fichte bezeugt in der logischen Entwicklung des Weltbewußtseins, wenn er nach der Setzung des Ich und des Nicht-Ich die Setzung ihrer Teilbarkeit d. h. ihrer gegenseitigen Beschränkung fordert? Wie Platon durch die Entdeckung des Mittleren zwischen gut und böse, Sein und Nichtsein usw. im Symposion, Sophistes etc. erst die Gefahren der nachwirkenden Sophistik bannte, so hat Kant unser Geistesleben aus steriler Antithetik erlöst, unser Denken erst zu fruchtbarer Welterfassung und Lebensformung befähigt oder doch berechtigt durch das beschränkende Urteil; denn es ist recht eigentlich das Urteil des Ausgleichs und damit des Aufbaus, der Entwicklung, die ohne Überwindung der Gegensätze, ohne das Recht des „Dritten“ logisch nicht faßbar wäre.

Über die **Relationsurteile** dürfen wir uns kurz fassen, zumal hier der Sturmwind moderner Kritik weniger zu zausen fand. Lotze wenigstens erkennt in der Kantischen Scheidung des kategorischen, hypothetischen und disjunktiven Urteils die von ihm gesuchten und behandelten wesentlichen Bestimmtheiten des Urteils. Allerdings auf Kants erste äußerliche Unterscheidung wird man keinerlei Wert legen: das kategorische Urteil betrachte zwei Begriffe, das hypothetische zwei Urteile, das disjunktive mehrere Urteile im Verhältnis zu einander. Natürlich kann aber das kategorische Urteil auch als zusammengesetztes ein Verhältnis mehrerer Urteile, das disjunktive ebensogut wie das hypothetische auch ein Verhältnis nur zweier Urteile bieten, und damit fiel die ganze Unterscheidung zusammen. Weiter liegt hier der Einwand gegen die Kantische Einteilung nahe, daß sie nur den Ausdruck, nicht den Gehalt betreffe, da sich die Urteilsformen ineinander verwandeln ließen. Doch zunächst einmal sind dieser Verwandlung Grenzen gesteckt, und sie findet nur nach einer Richtung freie Bahn; denn das disjunktive Urteil läßt sich wohl in ein hypothetisches und dieses in ein kategorisches umformen, nicht aber um-

gekehrt jedes kategorische in ein hypothetisches, jedes hypothetische in ein disjunktives. Dann aber wird selbst in der erlaubten Richtung mit der Verwandlung ein Teil des Gehalts geopfert und die Bedeutung des Urteils geändert. Wenn eine vollkommene Gerechtigkeit da ist, wird der beharrlich Böse bestraft: dieses Urteil behauptet, wie schon Kant selbst lehrt, zwischen bloßen Möglichkeiten ein Verhältnis der Notwendigkeit; in der kategorischen Fassung aber (die vollkommene Gerechtigkeit bestraft den beharrlich Bösen) behauptet es eine Wirklichkeit. Ebenso kann ich das disjunktive Urteil „die Zeitung liegt entweder im Wohnzimmer oder im Eßzimmer“ gewiß hypothetisch formen: „wenn die Zeitung nicht im Wohnzimmer liegt, so liegt sie im Eßzimmer“. Doch diese Umschaltung würde natürlich den Suchenden zuerst ins Wohnzimmer treiben — eine Wirkung, die vom disjunktiven Urteil garnicht beabsichtigt war. So greift die Umformung des Ausdrucks, soweit sie überhaupt möglich ist, auch den Gehalt der Relationsurteile an, deren innere Unterschiede eben bestehen bleiben.

Sigwart, der die Einteilung weder als ursprünglich noch als erschöpfend begründet findet, räumt zwar ein: Urteile, die bestimmten einzelnen Subjekten bestimmte Prädikate zuweisen, lassen sich nicht hypothetisch umformen; die unbedingt allgemeinen kategorischen Urteile aber findet er mit hypothetischen „völlig gleichbedeutend“, da sie nur die notwendige Zusammengehörigkeit des Prädikats mit dem Subjekt aussagen. Doch der gläubige Grieche, der kategorisch sagt: alle Götter sind unsterblich, wird zum Zweifler in der hypothetischen Form: wenn es Götter gibt, sind sie unsterblich. Es ergibt eben noch keine einfache Gewißheit, wenn zwei Hypothesen im „Verhältnis von Grund und Folge stehen“ — so nämlich bestimmt Sigwart das hypothetische Urteil. Es handelt sich eben bei diesem Urteil nicht so sehr um eine „notwendige Folge“, wie er annimmt, sondern, was er gerade bestreitet, um die Giltigkeit, die bedingte Behauptung des Nachsatzes, der aber nicht zufällig Hauptsatz ist, während es, wie Sigwart anerkennt, auf die Giltigkeit des Vordersatzes garnicht ankommt. Würde wirklich nur die „notwendige Folge“ entscheidend sein, dann müßten Sätze mit „weil“ oder mit „sodaß“ gleich solchen mit „wenn“ hypothetische Urteile darstellen. Auf Giltigkeit allerdings kommt es an, und sie wird eben in den drei Urteilsformen verschieden gesetzt: bei der kategorischen in das Urteil selbst, bei der hypothetischen in seine Abhängigkeit von einem

andern Urteil, bei der disjunktiven in die wechselseitige Beziehung der Urteile. Darum sind die drei Formen nicht nur „grammatisch verschiedene Ausdrücke desselben Gedankens“ oder nur als einfaches und zusammengesetztes Urteil zu scheiden; denn das kategorische Urteil kann ja auch zusammengesetzt sein, und zusammengesetzte Urteile oder Satzverbindungen gibt es neben dem hypothetischen und disjunktiven Urteil, wie Sigwart selber betont, noch andere genug. Nein, es handelt sich hier wie bei den andern Urteilsklassen um die Giltigkeit des Urteils, und da bleibt der Unterschied bestehen, ob es darin selbständig gesetzt wird oder bedingt oder wechselseitig bedingend und bedingt.

Schärfer und breiter wieder richtete sich die moderne Kritik gegen die Einteilung nach der Modalität. Dieser leere Name wie Manches in der Kantischen Erläuterung hier der Urteilsunterschiede mag wieder fallen, und wenn man sie wieder nur äußerlich, sprachlich ablesen zu dürfen glaubt und das problematische, assertorische und apodiktische Urteil in die drei Formeln zu kleiden pflegt: S kann P sein, S ist P und S muß P sein, dann könnte Lotze (und auch Schuppe) Recht behalten, daß sie sich nur nach dem Inhalt unterscheiden, aber in Bezug auf die logische Haltung, die sie ihm geben, vollkommen gleichartig seien, z. B. dem Satze „alle Körper können durch angemessene Kräfte in Bewegung gesetzt werden“ ließen sich alle drei Modalitäten zuschreiben. Trotzdem erklärt Lotze selber den Satz mit Recht für assertorisch offenbar nach seiner logischen Geltung. Damit ist doch zugestanden, daß er einem problematischen oder apodiktischen Satze nicht „vollkommen gleichartig“ sei, also die Modalitätsunterschiede zu Recht bestehen. Aber dabei darf gerade der Inhalt so wenig maßgebend sein wie der Ausdruck; denn man kann ja eine Möglichkeit für notwendig erklären und eine Notwendigkeit für bloß möglich. „Fritz kann als junger Mensch unbedingt sich noch entwickeln“ ist trotz dem Möglichkeitsausdruck und -inhalt ein apodiktischer Satz. „Der morgige Tag ist vielleicht schön“ bleibt ein problematischer Satz wie „alle Menschen müssen sterben“ ein assertorischer. Nicht was, sondern wie geurteilt wird, bestimmt hier die Urteilsform. Nicht der Satzinhalt, nicht der Satzausdruck, sondern die Setzung der Giltigkeit entscheidet, also wieder die innere Funktion, der Akt des Geistes, der diese Urteile darin verschieden abstuft.

Nun aber setzt wieder Sigwarts schärfere Kritik ein und will diese Unterschiede überhaupt aufheben. Zunächst sei das proble-

problematische Urteil als solches aufzugeben; denn es fehle ihm das Bewußtsein objektiver Gültigkeit, und da es die Vorstellung einer Synthese noch ohne Entscheidung als Frage oder Vermutung in der Schwebelage halte, sei es nur der Ausdruck der Ungewißheit, nur der unvollendete Versuch eines Urteils, aber kein Urteil. Wenn nun Windelband es trotzdem als kritische Indifferenz zwischen dem bejahenden und verneinenden Urteil festhalten will, so darf allerdings Sigwart sich weigern, solche ausdrückliche Suspension der Beurteilung als eine Art der Beurteilung anzuerkennen. Auch Lask vermag Windelbands problematisches Urteil trotz ähnlicher Deutung dem bejahenden und verneinenden nicht zu koordinieren, und ähnlich Rickert¹⁾. Gewiß eine bloße Schwebelage zwischen Urteilen ist noch kein Urteil. Doch all diese Logiker, ob sie das problematische Urteil anerkennen oder nicht, fassen es nur negativ: als Unentschiedenheit oder Indifferenz. Aber ist denn das problematische Urteil wirklich „nur eine Privation“ (Sigwart), nur ein Urteilsverzicht und sind Zweifel und Frage wirklich schon problematische Urteile? Der unglückliche Name wieder hat hier getäuscht; doch das problematische Urteil soll ja, wie auch die parallele Kategorie bezeugt, über Möglichkeit entscheiden, und ist deren Setzung wirklich nur etwas Negatives und nicht etwas höchst Positives? Wenn Windelband mit Recht das problematische Urteil in eine Gradation der Urteile nach der Intensität der Gewißheit einstellt²⁾, dann gehört es darum noch nicht wie bei ihm zwischen Bejahung und Verneinung, die beide gewiß sind, in den Nullpunkt des Urteils, nein, es liegt über diesem Nullpunkt wie bei Kant vielmehr in einer Skala unter dem assertorischen und dem apodiktischen Urteil. Das problematische Urteil bedeutet eben nicht eine Schwebelage, sondern eine Stufe des Urteils. Der Fragende oder Zweifelnde aber erhebt sich noch garnicht zur Setzung eines Möglichen, die ihn schon aus der Spannung der Frage und dem Druck des Zweifels befreien würde und die doch

1) Vgl. Windelband, Straßb. Abhandl. 185 ff. Prinz. d. Logik 26 f. Lask, die Lehre vom Urteil. 202 f. Rickert, Gstd. d. Erk. 1921. 157 f.

2) Kroman (Logik u. Psychol. S. 35) unterscheidet hier sogar Möglichkeits-, Wahrscheinlichkeits- und Gewißheitsurteil. Windelband dagegen (Prinz. d. Log. 27) möchte das problematische Urteil als solches der Wahrscheinlichkeit festhalten, die er definiert als Behauptung aus unzureichenden Gründen. Wer aber seine Gründe bloß so negativ als unzureichend taxiert, setzt noch keine Wahrscheinlichkeit, die doch wohl mehr enthält als „kritische Indifferenz“.

eine positive Entscheidung bedeutet sowohl gegenüber dem Zweifler, ob es möglich ist, wie gegenüber dem Leugner, daß es möglich ist.

Was will man hier an den Möglichkeitsurteilen bestreiten? Ihre besondere psychologische Tatsächlichkeit? Sie ist unbestreitbar, aber kommt hier nicht in Frage. Oder ihren Denkwert? Das hieße allen Erkenntnisfortschritt durch Hypothesen und den schöpferischen Wert des konstruierenden planenden Denkens leugnen. Oder endlich das logische Recht der „Möglichkeit“? Chr. Wolff durfte die Philosophie geradezu bestimmen als die Wissenschaft vom Möglichen als dem Denkbaren im Unterschied von der erfahrungsmäßigen Wirklichkeit. Gewiß einseitig; aber das Mögliche gehört zum Denken wie das Notwendige; ja beide bedingen sich darin, sodaß eine Unmöglichkeit im apodiktischen Urteil, eine Nichtnotwendigkeit im problematischen dargetan wird, wie auch Sigwart erkannte, daß die Verneinung der Möglichkeit auf die Notwendigkeit führe und umgekehrt. Beide aber differenzieren und orientieren sich auch am Wirklichen. Wer aber wie Sigwart das problematische Urteil, ja auch das assertorische aufhebt in das bloße Notwendigkeitsurteil¹⁾, geht den Felsenweg des Diodoros Kronos, jenes megarischen Aristoteleskritikers, dem alles Mögliche und Wirkliche in die sterile Notwendigkeit des einen Absoluten versank. Es ist der geistig lähmende Determinismus des späteren 19. Jahrhunderts, der konsequent auch vom Denken nichts übrig behielt als die kahle Notwendigkeit. Aber schien sie nicht objektiv gefordert? Haben nicht Sigwart, Schuppe und schließlich auch Lask Recht, wenn sie die Modalunterschiede auf das urteilende Subjekt abschoben und so nur für dieses, also eigentlich nur psychologisch das assertorische und problematische Urteil als bloße unvollkommenere Gewißheitsgrade zuließen? Dann könnte also ein allwissender Geist nur apodiktische Urteile bilden (wie nach Schleiermacher nur analytische)? Aber dann müßte man ihm und dem logischen Denken überhaupt auch die hypothetischen und disjunktiven Urteile streichen; denn sie sagen ja in ihren Gliedern bloße Möglichkeiten aus. Dann aber dürfte schließlich der Allwissende, wie schon Wundt meint, überhaupt keine Urteile bilden können. Er wäre dann auch kein wollender Geist, kein Gott, der doch nach Leibniz gerade zwischen Möglichkeiten

1) Ähnlich Schuppe: „ein assertorische Urteile gibt es überhaupt nicht“. „In der Sache ist immer, auch wenn nur Möglichkeit ausgesagt wird, eine Notwendigkeit vorhanden“.

die Welt wählt. Kurz, er wäre nur ein starrer Geist, d. h. auch kein Geist mehr, weil er nicht als solcher sich entfalten, nicht leben könnte. Solches Denken in starrer Gebundenheit wäre eben kein Denken mehr, kein lebendiger Akt, kein Urteilen, kein freies Entscheiden. Denn was ist das Denken ohne die Freiheit der Abstraktion, die eben in der Setzung von Möglichkeiten besteht? Alles Denken ist nun einmal Akt des Subjekts, aber eines Subjekts, das sich objektiviert. Hier könnten schon hypothetisches und disjunktives Urteil die objektive Seite der Möglichkeit erweisen. Die Möglichkeit überhaupt gibt eine abstrakte Giltigkeit, aus der erst die Wirklichkeit als konkrete Giltigkeit logisch entspringt. Was wirklich und was notwendig ist, muß erst möglich sein. Kann so das logische Sonderrecht der Möglichkeit noch zweifelhaft sein? Und zwar geht hier die Möglichkeit logisch voran als das Allgemeinere, d. h. aber das problematische Urteil setzt die Giltigkeit noch über den Gedanken, sodaß er in ihrer logischen Sphäre liegt, ohne schon von ihr speziell ergriffen zu sein; das assertorische Urteil setzt die Giltigkeit schon und nur in den Gedanken selbst; das apodiktische setzt sie in und über den Gedanken, in den Zusammenhang des Denkens und leitet so aus der höheren abstrakten Giltigkeit die spezielle oder konkrete ab. So sind es Grade der Sicherung des Gedankens im Denken selbst, sofern es Giltigkeit setzt.

Wir müssen hier abbrechen, obgleich noch Fragen genug andrängen. Alle metaphysischen, ontologischen Fragen, ja schon die eigentlich transzendentalen, wie sie etwa Lask tiefringend erörtert, mußten draußen bleiben und erst recht die psychogenetischen, die Jerusalems Buch über die Urteilsfunktion in klarer Entwicklung aufrollt. Selbst der Zusammenhang der Kantischen Urteilsformen bleibt noch fraglich und auch ihre Vollständigkeit, die ich allerdings vorläufig nur bedroht sehe durch das von Vaihinger in seiner großen Bedeutung entdeckte fiktive Urteil, das, wie er treffend zeigt¹⁾, von Kant zu Unrecht mit dem problematischen Urteil vermischt wurde und das eine besondere Erörterung und Einstellung verlangt, weil es nur subjektive Giltigkeit beansprucht und die objektive gerade ablehnt, die eben sonst die Kantischen Urteilsformen setzen. Daß sie es tun, ja daß sie in dieser Setzung bestehen, galt es zu zeigen. Es ist schließlich doch nicht abzu-

1) Philos. des Als Ob S. 163. 167. 593. 597⁴.

sehen, warum z. B. Wundt nur die negativen, problematischen und apodiktischen Urteile als „Giltigkeitsformen des Urteils“ anerkennt, warum etwa das bejahende nicht ebenso gut über Giltigkeit aussagen soll wie das verneinende, und worin denn das hypothetische und disjunktive Urteil anders bestehen sollen, als daß sie eben eine Giltigkeit hypothetisch oder disjunktiv setzen, sie bedingen. Alle Urteilsformen der Kantischen Tafel sind wesentlich Entscheidungen über Giltigkeit und gerade als solche zu unterscheiden¹⁾: danach ob sie ein Verhältnis giltig setzen (Realitäts- statt „Qualitätsurteile“), in welchem Umfange (Extensitäts- statt „Quantitätsurteile“), in welchem Grade (Intensitäts- statt „Modalitätsurteile“) und in welcher Beziehung (Relationsurteile). Namen u. a. Äußerlichkeiten der Kantischen Tafel mögen verlöschen; die Grundzüge sind zu tief eingemeißelt, um sich durch die moderne Kritik so leicht hinwegwischen zu lassen. Gerade die von ihr am meisten bestrittenen Urteilsformen wie das singulare, das beschränkende und das problematische Urteil sollten hier in ihrer tieferen, geradezu reformatorischen Bedeutung gezeigt werden und offenbaren sich als wahre Befreiungen des Geistes aus scholastischer und leider wieder moderner Erstarrung.

Die moderne Kritik hat an der Kantischen Tafel gerüttelt, weil sie das Urteil nicht im Kantischen Sinn als solches nahm, sondern teils als Urteilsinhalt, teils als Urteilsausdruck, und danach hat sie die Tafel teils vereinfacht, teils erweitert. Natürlich wenn man wesentlich den Urteilsinhalt noch scholastisch als bloßes Verhältnis von S und P betont, so bleibt an solcher logischen Struktur nicht viel zu differenzieren. Und andererseits wenn man Urteile wesentlich sprachlich als Sätze versteht, so mag man noch Frage, Befehl, unbestimmte Urteile, einfache und zusammengesetzte, benennende, beschreibende, erzählende und noch vielerlei andere unterscheiden. Nimmt man aber Urteile weder scholastisch noch rhetorisch, weder innerlich starr noch äußerlich formal, sondern mit Kant oder doch mit seiner Tendenz, die es hier herauszuschälen galt, in reiner Funktion, als lebendige Akte des Geistes, als Denkentscheidungen, als Setzungen von Giltigkeit, dann hat uns die Kantische Tafel noch viel fruchtbare Wahrheit zu künden, mag sich dabei auch wieder das Wort bewähren, daß Kant verstehen über ihn hinausgehen heißt.

1) Während die Scheidung der analytischen und synthetischen, apriorischen und aposteriorischen Urteile natürlich ihren Ursprung betrifft.